

FREUD

Sein Leben und Denken

JOEL
WHITEBOOK



Klett-Cotta

einen von äußerem Missgeschick Niedergedrückten und Überforderten, einen Zerrissenen, von heftigen Stimmungsschwankungen Geplagten, einen Jähzornigen, einen überaus Schroffen, einen hochgradig Empfindsamen und Verletzbaren. Mit anderen Worten, bei der Lektüre entsteht ein vielgestaltiges, ein realistisches Bild, das sich von den flachen Idealisierungen der Freud-Hagiographie und erst recht von den grotesken Verunstaltungen des sogenannten Freud bashing deutlich unterscheidet.«²⁸

Denkbar ist freilich, dass ich »einer Illusion nachjage«²⁹.

Freud wusste noch mehr über die schwierige Arbeit des Biographen zu sagen:

»Wenn ein biographischer Versuch wirklich zum Verständnis des Seelenlebens seines Helden durchdringen will, darf er nicht, wie dies in den meisten Biographien aus Diskretion oder aus Prüderie geschieht, die sexuelle Betätigung, die geschlechtliche Eigenart des Untersuchten mit Stillschweigen übergehen.«³⁰

Für den hermeneutischen Horizont, der meine Rückkehr zu Freud entscheidend beeinflusste, war – wie schon erwähnt – nicht nur die zweite Welle des Feminismus bestimmend, sondern auch die daraus hervorgegangene Schwulen- und Lesbenbewegung. Diese hat ebenfalls wichtige Konsequenzen für die heutige Freud-Forschung. Sie erleichtert es, mit einigen der Stigmata aufzuräumen, die das Thema Homosexualität belasten, und es offener, direkter zu diskutieren. Und sie bringt die Möglichkeit mit sich, die Stärke von Freuds »androphile[r] Strömung«³¹, wie er sich euphemistisch ausdrückte, und die Intensität der homosexuellen Dynamik in seinen Beziehungen zu Wilhelm Fließ und C. G. Jung deutlicher herauszuarbeiten. Mit der denkwürdigen Ausnahme von Peter Gay haben frühere Freud-Biographen dieses Thema weitgehend skotomisiert. Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich werde nicht versuchen, Freud zu »outen«, halte es aber für notwendig, seine »geschlechtliche Eigenart« gründlicher zu verstehen.

Eines muss klar sein: Das Ziel meiner Untersuchung über Sigmund

Freud ist nicht etwa eine erschöpfende Lebensbeschreibung. Ein solches Unternehmen ist überflüssig, denn mehrere exzellente Freud-Biographien liegen bereits vor. Mein Ziel ist es vielmehr, die Beziehung zwischen Freuds Leben und seiner Arbeit unter einer spezifischen Perspektive zu schildern, nämlich mit Blick auf die beiden oben erläuterten Themen »Die fehlende Mutter« und »Der Bruch mit der Tradition«. Eine gewisse Vertrautheit meiner Leserinnen und Leser mit den wesentlichen lebensgeschichtlichen Fakten ist der Lektüre zweifellos zuträglich; sie ist aber keine notwendige Voraussetzung dafür, meine Argumentation nachzuvollziehen. Wer diese Fakten besser kennenlernen möchte, sollte die klassischen Freud-Biographien von Ernest Jones, Peter Gay und Ronald W. Clark zur Hand nehmen.³² Die Entwicklung der Freud'schen Theorie wurde von Richard Wollheim in seinem exzellenten Werk *Sigmund Freud* prägnant und luzide dargestellt.³³

Ich möchte diese Einleitung mit einem letzten Hinweis beschließen. Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, Freuds intellektuelle Biographie – die Beziehung zwischen der Entfaltung seines Denkens und entscheidenden Entwicklungen seiner Lebensgeschichte – überzeugend darzulegen, einige seiner wichtigen Theorien einleuchtend zu erklären und meinen theoretischen Widersachern den einen oder anderen kräftigen Schlag zu versetzen. (Ich habe nicht versucht, meine Parteilichkeit zu verhehlen.) Abgesehen von diesen Zielen hoffe ich auch, dass es mir geglückt ist, Freud »mit all seinem Widerspruch«³⁴ lebendig werden zu lassen. Der Schöpfer der Psychoanalyse war nicht bloß der bürgerliche Pater familias oder der hyperrationale Mann der Wissenschaft, als der er so oft dargestellt wird – auch wenn seine Persönlichkeit entsprechende Eigenschaften aufweist. Darüber hinaus aber war er ein leidenschaftlicher, vitaler und durch und durch menschlicher Mann, der eine ungehemmte Vorstellungskraft auf beispiellose Weise mit der Fähigkeit zu messerscharfer, zupackender »euklidischer« Reflexion in sich vereinte – eine der kreativsten, faszinierendsten Gestalten der Moderne.

1

Wanderjuden

Von Galizien nach Wien

Der Bruch mit der Tradition

Der Bruch mit der Tradition, das Thema, das die großen Theoretiker der Moderne – Hegel, Nietzsche, Marx, Durkheim und Weber – in Atem hielt, stand auch im Mittelpunkt von Freuds Leben und Werk. In seinem Fall kam ihm sogar eine besondere emotionale Bedeutung zu, denn Freuds Familie hatte all die Migrationsbewegungen, die durch diese historischen Umwälzungen ausgelöst wurden, selbst mitgemacht. Im Laufe von drei Generationen wurden aus provinziellen Ostjuden, die in der engen Welt des galizischen Judentums am östlichen Rand des habsburgischen Reiches lebten, säkularisierte Juden, die in einer der weltoffensten Hauptstädte Westeuropas zuhause waren.

Für fromme Juden bedeutete Tradition die ununterbrochene Überlieferung der Thora, und in dieser Tradition wurde Freuds Vater Jacob (1815–1896) erzogen. Jacobs Vater Schlomo wiederum war Rabbiner. Ob er die orthodoxe oder die chassidische Richtung vertrat, lässt sich heute nicht mehr mit Gewissheit sagen. In jedem Fall aber sorgte Schlomo dafür, dass sein Sohn aufs Gründlichste in den heiligen Texten unterwiesen wurde. Wir wissen auch, dass Jacob sich zeitlebens in die Schriften vertiefte. Schlomo selbst, so berichtete seine Enkeltochter, las den Talmud noch als alter Mann in Wien auf Aramäisch.¹

Jacob wollte diese Tradition zweifellos an seinen Sohn, Sigmund, weitergeben. Doch sein unorthodoxes – oder post-traditionelles – Vorgehen bezeugt, dass die bis dato ununterbrochene Überlieferungskette bereits gerissen war. Dass sich an seinen Entscheidungen und Verhaltensweisen die inneren Spannungen eines

Mannes ablesen lassen, der mit einem Fuß noch in der Welt des traditionellen Judentums und mit dem anderen schon in der säkularen Moderne stand, macht sie für uns unschätzbar aufschlussreich. Jacob erwartete von Sigmund nicht, sich Stunde um Stunde über die Gemara, den Talmud und seine Kommentare zu beugen, wie er selbst es getan hatte. Als Sigmund sieben Jahre alt wurde, begann Jacob stattdessen, ihm aus der Familienbibel vorzulesen, und schon bald las der frühreife kleine Junge die biblischen Geschichten allein, ohne Hilfe.

Bezeichnenderweise handelte es sich um die *Israelitische Bibel*, die Ludwig Philippson, ein berühmter Gelehrter, gleichermaßen bewandert in religiösen wie weltlichen Fragen, zusammen mit seinem Bruder Phoebus veröffentlicht hatte. Aus der Wahl der Philippson-Bibel spricht eine veränderte Einstellung zur Traditionskette. Sie sagt uns vieles über Jacobs Beziehung zu den Bräuchen und Lehren seiner Vorväter.

Wie üblich enthielt auch die Freud'sche Familienbibel ein Gedenkblatt, auf dem die wichtigen Ereignisse der Familiengeschichte notiert wurden. Von Jacob stammen lediglich vier Einträge. Der erste betrifft den Erwerb der Philippson-Bibel am 1. November 1848, in einem für ganz Europa wichtigen Jahr also, in dem die Stürme der Revolution – und die reaktionären Gegenwinde – über den Kontinent tosten und das Leben vieler jüdischer Gemeinden auf den Kopf stellten. Damals lebte Jacob noch in seiner galizischen Geburtsstadt Tysmenitz, die bis 1772 zu Polen gehört hatte und dann von der Habsburger Monarchie annektiert wurde, zu deren Gebiet sie bis zum Ende des Ersten Weltkriegs zählte. In Galizien im Allgemeinen und in Tysmenitz im Besonderen flossen zahlreiche der rivalisierenden Strömungen, die das jüdische Leben in der Mitte des 19. Jahrhunderts destabilisierten, zusammen. Es war eine »Zeit des Umbruchs, in der [...] die Tradition des Glaubens und damit die Organisation der jüdischen Gemeinden in fundamentaler Weise in Frage gestellt wurde«². Die drei Hauptströmungen des Judentums, das orthodoxe Rabbinertum, der Chassidismus und die Haskala, die jüdische Aufklärung, bekämpften sich gegenseitig. Diese Konfrontation stellte die althergebrachte Autorität von Grund auf infrage.

Das galizische Judentum war eine durch und durch kommunale Angelegenheit. Die Halacha, das geheiligte jüdische Recht, schaffte Klarheit in sämtlichen Aspekten des Lebens. Die extreme Armut, die in

den Shtetln herrschte, und die generell unsichere Existenz machten gegenseitige Hilfe und Solidarität schon im Interesse des physischen Überlebens unabdingbar. Es war, so die Psychoanalytikerin Ana-Maria Rizzuto, keineswegs selbstverständlich, am Leben zu bleiben. In Galizien »starben trotz aller Anstrengungen, die die Gemeinden unternahmen, viele Juden den Hungertod«³. Vor diesem Hintergrund war der Zusammenhalt des Kollektivs unverzichtbar, setzte das Individuum aber gleichzeitig unter massiven Druck, sich an die Gebote und Regeln, die so gut wie jeden Moment des Tages bestimmten, anzupassen. Jede Herausforderung des Zusammenhalts dieser in sich geschlossenen Gemeinschaft und ihres »althergebrachten Systems theologischen und ritualisierten Denkens und Handelns« bedrohte nicht nur die kollektive Identität der Gruppe, sondern auch die Existenz jedes einzelnen Mitglieds.⁴

Die erste Verunsicherung ging vom Chassidismus aus, einer Bewegung, die die Autorität der orthodoxen Rabbiner infrage stellte, indem sie deren Formalismus, ihre Schulgelehrsamkeit und ihren Legalismus kritisierte und als Alternative eine einfache, tröstliche Lehre vertrat, die das Gefühl, den Spiritualismus und die Alltagserfahrung betonte. Freud nahm an, dass sein Vater ursprünglich ein Chassidim gewesen war. Wie auch immer Jacobs frühe Kontakte zum Chassidismus ausgesehen haben mögen – die entscheidende Rolle in seinem Leben spielte eine andere Bewegung, nämlich die Haskala, die jüdische Aufklärung, die sich die deutsche Aufklärung zum Vorbild nahm und die physische und spirituelle Entghettoisierung der Juden, die mit den Napoleonischen Reformen (1806–1808) begonnen hatte, voranzutreiben suchte. Die Maskilim, die Anhänger der Haskala, wollten die jüdische Tradition *transformieren* und ihren Mitgliedern eine umfassendere Teilnahme an der aufgeschlossenen Welt der Moderne ermöglichen. Sie waren säkular und fortschrittlich, doch weder antireligiös noch antiklerikal, anders formuliert: Sie waren keine Jiddisch sprechenden »philosophes«, sondern verstanden sich lediglich als Bekämpfer der in ihren Augen atavistischen Elemente des traditionellen Judentums und traten dafür ein, die bürgerlichen Werte der Gastkultur sowie deren Bräuche und Kleidungsstil zu übernehmen.

Die Chassidim wiederum standen diesen radikalen, säkularen Strebungen absolut feindlich gegenüber. Umgekehrt wurden ihr